

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 32 (1952-1953)
Heft: 6

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Der zweite Weltkrieg

Kurt v. Tippelskirch und Walter Görlitz haben den die Kraft eines Einzelnen fast übersteigenden Versuch gemacht, eine Geschichte des zweiten Weltkrieges vom deutschen Standpunkt zu schreiben¹⁾. Beide erkennen die großen Schwierigkeiten an, die einer historischen Behandlung aus Gründen der Zeitnähe und des in Deutschland herrschenden außerordentlichen Quellenmangels entgegenstehen. Die Unmöglichkeit der Durchforschung der Originalquellen und die schmale Basis der als Quellen nutzbaren Literatur von Wert gebieten Zurückhaltung in der kritischen Beurteilung beider Bücher, an die weder der Maßstab der Vollständigkeit noch der unbedingter Genauigkeit angelegt werden kann. *Der zweite Weltkrieg* von Görlitz und die *Geschichte des zweiten Weltkriegs* von Tippelskirch sind keine erschöpfenden Darstellungen des Weltkonfliktes in seiner Ganzheit. Die politischen und militärischen Ereignisse stehen im Vordergrund. Die allumfassende Natur des langen Krieges, der auf den Schlachtfeldern und in der Heimat in Besitz und Leben der Familien und Völker eingriff, und die ständig wirksamen inneren Zusammenhänge zwischen Wehrmacht und Volk sowie deren funktionelle Wechselwirkung auf allen Gebieten der kriegerischen Kraftanstrengung treten bei Tippelskirch weniger in Erscheinung als bei Görlitz.

In General v. Tippelskirch kommt ein militärisch vielseitig erfahrener Fachmann zu Wort, der während des zweiten Weltkrieges in der Führungszentrale des Heeres und seit 1941 als höherer Truppenführer im Osten, Westen und auf dem italienischen Kriegsschauplatz tätig war. Er erlebte die den Kriegsverlauf am nachhaltigsten bestimmenden Führungsentscheidungen, auch den Entschluß Hitlers zum Krieg gegen Rußland, in der wichtigen Rolle als Berater des Heeresgeneralstabschefs bei der Beurteilung der Streitkräfte der Deutschland verbündeten und feindlichen Staaten. Tippelskirchs Darstellung, in der häufig auch kritisch zu handelnden Personen und besonders umstrittenen Fragen der politischen und militärischen Kriegführung im eigenen und gegnerischen Lager Stellung genommen wird, gibt einen eindrucksvollen Überblick über die Erd-, See- und Luftoperationen aller Kriegsschauplätze vom Polenfeldzug (September 1939) bis zur Kapitulation Japans (August 1945). Im allgemeinen werden die Geschehnisse im Rahmen der Armeen, bei den kräftemäßig schwächer ausgestatteten Operationen bis zu den Divisionen herunter behandelt. Der Verfasser sieht es als «dokumentarisch erhärtete Tatsache» an, «daß Hitler den Krieg, wenn auch örtlich begrenzt, wollte», vertritt indes den Standpunkt, daß England «Hitler, auch in der polnischen Frage, an den Verhandlungstisch hätte zwingen» können, wenn es sich seiner diplomatischen Handlungsfreiheit durch vorzeitige Bindung an Polen nicht entäußert hätte, und daß die Sowjetunion als einzige Macht an dem Ausbruch des Krieges «wirklich interessiert sein konnte» — Hypothesen, die mit der Dynamik der hitlerischen Politik kaum in Einklang zu bringen sein werden.

¹⁾ Kurt v. Tippelskirch: *Geschichte des zweiten Weltkriegs*. Athenäum-Verlag, Bonn 1951. — Walter Görlitz: *Der zweite Weltkrieg 1939—1945*. I. Band. Steingruben-Verlag, Stuttgart 1952.

In dem gegen den wiederholten Rat des Großadmirals Raeder vorgenommenen Verzicht Hitlers, den Schwerpunkt der Kriegführung nach den deutschen Erfolgen auf dem Balkan und im östlichen Mittelmeerraum (Frühjahr 1941) gegen England zu legen, und in der Wendung gegen Rußland sieht der Verfasser eine Nichtbeachtung des «Winkes des Schicksals». In der Betrachtung des Sommer- und Winterfeldzuges 1941 klingt jener Optimismus Hitlers und seiner Ratgeber nach, der das deutsche Heer in die Niederlage vor Moskau und Tula führte. Das günstige Urteil Toppelkirchs, daß die zur Offensive gegen Kaukasus und Wolga im Sommer 1942 bereitgestellten fünf Armeen «voll aufgefüllt und reichlich ausgestattet» gewesen seien, kann keine Gültigkeit für alle beteiligten Infanterie- und Panzerdivisionen beanspruchen. Auch die Ansicht von Hitlers alleiniger Verantwortlichkeit für die letzte große Offensivhandlung im Osten, den mißlungenen Angriff auf den Kursker Frontbogen im Juli 1943, wird nicht ohne Zweifel aufgenommen werden können. Leider bleibt überhaupt das wichtige Gebiet der obersten Kriegführung, der verhältnismäßige Anteil Hitlers, des O.K.W. und des O.K.H. an der Führung der Operationen, mehrfach ohne letzte Klärung.

Der außerordentlich umfangreiche Stoff ist in übersichtlicher, straffer Gliederung und wirkungsvoller Sprache behandelt worden.

Der zweite *Weltkrieg* ist die zweite geschichtliche Abhandlung, die Görlitz im Ablauf zweier Jahre der Öffentlichkeit übergibt. Bereits in dem langen Schlußkapitel des zuerst erschienenen Buches «Der deutsche Generalstab. Geschichte und Gestalt, 1657—1945» hat der Verfasser sich zu den Problemen des zweiten Weltkrieges geäußert. Starke Entlehnungen sind in seinem jüngsten Werk feststellbar, von dem der erste Band hier besprochen wird. Der zweite Band wird später besprochen. Der erste Band umfaßt die Zeitspanne vom Kriegsbeginn bis zur Kapitulation der deutschen 6. Armee (Anfang 1943). Außerdem behandelt dieser Band den Krieg zur See und in der Luft während der ganzen Kriegsdauer in besonderen, aufschlußreichen Kapiteln, wobei auch der Krieg in der Heimat berücksichtigt ist. Görlitz ist überzeugt, daß der Krieg zur Lösung der polnischen Frage nicht notwendig war und das Rüstungspotential und die militärische Kraft Deutschlands zum Bestehen eines Mehrfrontenkrieges nicht ausreichten. Er stellt fest, daß die Wehrmacht in den «sechs Jahren von 1939 bis 1945 ihrer großen Überlieferung getreu kämpfte», schließlich aber der Übermacht auf allen Kriegsschauplätzen unterlag, «so daß die nach dem ersten Krieg entstandene Legende vom Dolchstoß, von der im Felde unbesiegten Wehrmacht, kein neues Leben mehr gewann». Der angebliche Ausspruch Hitlers in seiner Ansprache an hohe militärische Führer am 22. August 1939, Brauchitsch (der Oberbefehlshaber des Heeres) habe ihm (Hitler) die rasche Niederwerfung Polens zugesichert, sonst würde er (Hitler) auf diese Lösung verzichten haben, ist wie auch andere unbekannte Fakten und Daten quellenmäßig nicht belegt, was bei einer so inhaltsschweren Formulierung notwendig gewesen wäre.

Die Schilderung der Entstehung und Entwicklung des Offensivplanes gegen Frankreich (Winter 1939/40) und die Gegenüberstellung des Schlieffen- und des Manstein-Planes sind historisch kaum haltbar. So weit wir urteilen können, wurden — abgesehen von der geplanten Wiederholung der Verletzung der belgischen Neutralität und der 1939 erstmalig beabsichtigten Verletzung der holländischen Neutralität — die in sich unterschiedlichen operativen Zielsetzungen Schlieffens (1905) und Moltkes (1914) in den hitlerischen Offensivplan nicht übernommen; vielmehr war 1939 von vornherein der Durchstoß zur Kanalküste ins Auge gefaßt. An der Verlagerung des zum Feldzugserfolg führenden operativen Schwerpunktes vom rechten Heeresflügel (Bock) in die Heeresmitte (Rundstedt) wird bei objektiver Würdigung Hitlers entscheidender Anteil nicht zu übersehen sein. Die deutscherseits erfolgte Unterschätzung Rußlands und der U.S.A., des Arsenal der westlichen Demokratie, ist in ihrer vollen Bedeutung erfaßt worden. Durch die Schilderung vom Opfergang in Front und Heimat zieht sich wie ein roter Faden die erregende Geschichte vom inneren Widerstand gegen Hitler.

Der erste Band, dessen stoffliche Gliederung durch Überfülle an Gedanken gelegentlich Klarheit vermissen läßt, ist in mitreißender Sprache und in kritischer Schärfe geschrieben.

Friedrich Hoßbach

Stalin — Die Geschichte des modernen Rußland

Die politische, wirtschaftliche und geistige Geschichte der Sowjetunion hat mindestens seit den Jahren 1927/28 durch Stalin ihr charakteristisches Gepräge erhalten. Es ist daher ein begrüßenswertes Unternehmen, wenn *Isaac Deutscher* — ein in Polen geborener und seit langem in England und den USA lebender Journalist — versucht, im Rahmen einer Stalinbiographie die Geschichte des modernen Rußland zu schreiben. Sein 1949 in England erschienenes Buch fand schon damals große Beachtung, und es ist verständlich, wenn die deutschsprachige Ausgabe von einem am politischen Zeitgeschehen interessierten Leserkreis mit Spannung erwartet wurde¹⁾. Jetzt, wo sie vorliegt, kann man sich einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren. Freilich trifft die Schuld daran — wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann — nicht den Verfasser allein, vielmehr wirft dieses Buch mit allem Nachdruck die Frage auf, ob es nicht zur Zeit einfach noch unmöglich ist, eine Darstellung der politischen und geistigen Entwicklung Stalins zu geben, die dem Anspruch auf historisch-wissenschaftliche Exaktheit und Gediegenheit entspricht.

Jeder, der es zum gegenwärtigen Zeitpunkt unternimmt, eine Stalin-Biographie zu schreiben, steht doch gleichsam zwei Fronten gegenüber: dem Stalinbild, das von seinen politischen Gegnern und da insbesondere von Trotzki entworfen wurde und ihn als den Verräter der Oktoberrevolution und der Intentionen Lenins zeigt, und andererseits dem sowjetamtlichen Stalinmythos, nach dem er der allein legitime Erbe Lenins und der russischen revolutionären Bewegung ist. Diesen beiden tendenziös gefärbten Formen einer Stalin-Darstellung und -Würdigung gegenüber den rechten Weg zu finden, ist um so schwerer, als das verwertbare und für den Biographen und Historiker unentbehrliche Quellenmaterial fast ausschließlich eben durch jene sowjetamtliche Stalinlegende ausgewählt und verfälscht ist. Es ist daher dem Verfasser hoch anzurechnen, wenn er insbesondere für das Leben und Wirken des jüngeren Stalin bisher wenig bekannte Quellen heranzuziehen vermag — so die von sowjetamtlicher Seite längst unterdrückten Erinnerungen von Stalins Schwager, Polizeiakten und Berichte aus dem Priesterseminar in Tiflis. Das Bild, das auf diese Weise von dem jungen Stalin entsteht, ist höchst eindrucksvoll, lebendig und in vieler Hinsicht neu. Es unterstreicht nicht nur das ärmliche Milieu des Elternhauses und die dadurch bedingte Jugend dieses späteren Diktators, sondern auch insbesondere die heute beinahe vergessene Tatsache, daß Stalin im Priesterseminar zu Tiflis zunächst als georgisch-nationalistischer «Freiheitsheld» sich gegen die staatliche Ordnung auflehnt und erst sehr allmählich in die sozialistisch-revolutionäre Gedankenwelt des Marxismus hineinwächst. Je mehr Deutscher sich aber der Darstellung der Rolle Stalins in der bolschewistischen Bewegung vor, während, nach der Revolution und insbesondere nach dem Tode Lenins widmet, um so mehr verläßt er sich auf das sowjetamtliche Quellenmaterial. Schon der Ablauf der Revolution und die Entwicklung der Jahre 1917—1919 ist stark verzeichnet und überbetont die Rolle der Partei der Bolschewiki. Die ernsthaften und von politischer Verantwortung gegenüber dem russischen Volk getragenen Versuche Lwows, Kerenskis und des gewählten Parlamentes werden kaum oder doch nur am Rande erwähnt. Die Unterstützung der gegenrevolutionären Kräfte durch die Westmächte wird überschätzt und Lenin als der starke Mann gekennzeichnet, der allein die Aufgabe der Stunde erkannt hätte. Das ist reine Sowjetlehre, die auch in der Darstellung der weiteren Entwicklung immer wieder durchbricht. Der Kampf mit Trotzki, die Durchsetzung der These vom Sozialismus in einem Lande, die rücksichtslose Kollektivierung der Landwirtschaft, die Einführung des Stachanow- und Prämiensystems in der Entlohnung der Arbeiter, die große Parteisäuberung, die Wendung zu einem neuen bolschewistischen Nationalismus während des «großen vaterländischen Krieges» — das alles wird als eine innerlich konsequente Entwicklung geschildert und als notwendig begriffen. Der Schritt vom «Alles-

¹⁾ Originalausgabe: Isaac Deutscher: Stalin — a political Biography. London, New York, Toronto 1949. Deutsche Ausgabe: Isaac Deutscher: Stalin — Die Geschichte des modernen Rußland. Übersetzt von L. W. Hust und Gustav Strohm. Oprecht-Verlag, Zürich 1951; Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 1951.

Verstehen» zum «Alles-Verzeihen» ist gerade in diesem Buch sehr kurz. Deutscher gibt seinem Buch den Anschein der Objektivität. Dahinter aber verbirgt sich eine eigentümliche Verehrung für seinen Helden. Fragt man nach den Gründen für diese Art der Darstellung, so findet sie der aufmerksame Leser leicht. Wenn Deutscher sagt: «Niemand wird leugnen wollen, daß die Revolution die Grundlage für eine bessere Gesellschaftsordnung und für einen Fortschritt schuf, der in einer nicht allzufernen Zukunft sichtbar werden wird» (187), oder wenn er die sozialistische Planwirtschaft verherrlicht (358) und von ihr erwartet, «daß sich am Ende eine rasche Vermehrung des nationalen Wohlstandes ergibt» (356), so spricht aus diesen Äußerungen der ehemalige Kommunist, der an die Segnungen der sozialistischen Revolution glaubt und sie auch in der Diktatur Stalins noch nicht ganz verloren gegangen sieht. — Soll man diese Stalin-Biographie begrüßen? — Gewiß, Deutscher verwendet wenig bekannte Quellen und trägt mit viel Mühe alles zusammen, was für eine objektive Darstellung greifbar ist. Dennoch entsteht ein Bild Stalins und der bolschewistischen Bewegung, das erheblicher Korrekturen bedarf. Der mit der Materie des Buches vertraute Leser wird diese notwendigen Korrekturen leicht vornehmen können und für ihn wird das Buch dann lesenswert und anregend sein. Für den Leserkreis jedoch, der aus ihm eine erste historische Kenntnis gewinnen will, enthält es eine Gefahr: daß für eine historisch gesicherte Erkenntnis genommen wird, was in seiner Grundtendenz der sowjetamtlichen Stalinlegende nur allzu oft entgegenkommt. Der ansprechende Stil des Buches ist dazu angetan, diese Gefahr eher noch zu steigern als sie einzuschränken. Es mag daher hier als eine offene Frage stehen bleiben, ob es im gegenwärtigen Zeitpunkt politisch klug ist, gerade das Buch Deutschers der Öffentlichkeit vorzulegen und als das lange erwartete Standardwerk zu propagieren.

Hans Joachim Lieber

Politik und Staatsrecht

Das allgemeinste Thema der besprochenen Bücher, *Die konservative Idee*, behandelt der Österreicher *A. C. Kunz*. Man möchte sein knappes und prägnantes Büchlein fast ein konservatives Manifest nennen. Sind darnach «Heiligung» (= Heilighaltung der göttlichen Schöpfung und Ordnung), «Heimatliebe» und «Das Recht auf Eigentum» die Grundpfeiler der konservativen Gesinnung, so erkennt man, daß der Konservatismus die Ordnung des Reiches Gottes auf Erden bezweckt, die Geltendmachung der ewigen Werte. Da nun demgegenüber die Welt ihre eigenen Werte zur Geltung bringen will, gerät der Konservative notwendig in den Zustand der Statik und Reaktion. Das ist *dann* die Schwäche der konservativen Idee, wenn sie sich einfach mit einer bestimmten Ordnung solidarisiert, und diese Schwäche tritt namentlich hervor in entwicklungsgeladenen Zeiten oder in tatsächlich bereits konservativen Staatswesen, wo ihr die Durchschlagskraft mangelt. Der Verfasser übersieht wohl doch, daß die konservative Idee sich nur unter dem Zeichen beständiger Revision als fruchtbar und haltbar erweist¹⁾.

Ein ebenso kleines Heft schweizerischer Herkunft, eine *Schrift der Eidgenössischen Gemeinschaft*, handelt von *Politik und Kultur*, indem es die «Ziele und Aufgaben einer schweizerischen Kulturpolitik» beschreibt. Der Standort der Urheber dieser programmatischen Darlegung liegt zwischen Marxismus und Liberalismus auf dem Boden der genossenschaftlichen Betätigung freier Bürger, wobei allerdings der Genossenschaftsgedanke den Freiheitsgedanken überwiegt. Das mag davon herrühren, daß sich die «Eidgenössische Gemeinschaft» — aus gewissen Haltungen zu schließen — vermutlich vorwiegend aus staatlichen Beamten in fester Stellung rekrutiert. Man wird aber diesem gesunden Büchlein in seiner bekenntnishaften Art seine Sympathie im allgemeinen nicht versagen können. Die Kulturpolitik wird hier vorab als Schulpolitik — die Familienkultur bleibt außer acht — aufgefaßt. Dabei wäre noch die Grundfrage abzuklären gewesen: Erziehung zum Herrschen oder Erziehung zum Dienen? Es wird auch bald eine Sorge von uns sein müssen, auch den selbständigen und stillen, nicht nur den genossenschaftlichen

und lauten Menschen heranzuziehen. Dankenswert sind die Forderungen auf Autonomie der einzelnen Schulstufen, wogegen dann wohl die «Eidgenössische Kulturbehörde» besser aus dem Spiele bliebe. Auch bedürfte der Begriff der konfessionellen Neutralität noch einer Abklärung auf seinen positiven Gehalt hin (= allgemeine christliche Grundlage?)²⁾.

Ebenfalls in die Zukunft weist eine Broschüre, die der Verfasser, *Dt. e. c. F. Meier* mit dem Titel *Die Schweiz nach 1948* und dem Untertitel «Was nun? Totalrevision der Bundesverfassung fällig?» versehen hat, denn er ist zur Erkenntnis gekommen, daß die heutige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung den heutigen Verhältnissen nicht mehr entspreche. Im Mittelpunkt seiner Veröffentlichung steht der Entwurf einer Bundesverfassung mit einigen liberalen, vor allem aber sozialistischen und zentralistischen Bausteinen. Die Stichworte «Sozialisierung der Wirtschaft», «Trennung von Kirche und Staat», «Erbbeschränkung» mögen die Haltung des Verfassers kennzeichnen. Sind aber Verfasser ganzer Bundesverfassungen sowieso politisch unwahrscheinliche Größen — neben Interessantem enthält das Buch auch viel Naives —, so lassen wir dem Urheber gerne sein zur Verulkung des Publikums gewähltes Pseudonym, achten aber immerhin seine Mühe und seinen Aufwand im Sinne an sich wünschbarer politischer Betätigung des Einzelnen in der Demokratie³⁾.

Nun wenden wir uns noch drei Arbeiten zu, die das geltende schweizerische Staatsrecht zum Gegenstande haben. Die *Handelshochschule zu Sankt Gallen*, welche sich mit ihren Verwaltungskursen verdient macht, hat eine Schrift über *Die Durchführung der Gewaltentrennung in der Schweiz* herausgegeben. Wie üblich handelt es sich um die Wiedergabe der dort gehaltenen Vorträge, welche das Thema von allen Seiten her beschlagen. Berufene Referenten, auch solche aus der Praxis der Staatsverwaltung, zeigen, wie die getrennten Gewalten spielen, und wo sie sich vermischen oder ineinander übergreifen. Ihren tiefsten Grund hat die Notwendigkeit der Gewaltentrennung doch wohl in der menschlichen Unzulänglichkeit bei der Rechtswahrung. Wir danken diesem Heft besonders den Hinweis darauf, daß die Gesetzgebung nach den Grundsätzen der Gewaltentrennung auszulegen sei. Im übrigen wird man sich gegenwärtig halten müssen, daß der Grundsatz ein solcher des Rechtsstaates in ruhigen Zeiten ist, der aber auch bei Ruhe im Lande schon ständig Gefahr läuft, mit den Füßen getreten zu werden, z. B. in der Finanzpolitik (S. 88)⁴⁾.

Dr. Cyrill Hegnauer hat zum Thema seiner juristischen Dissertation *Das Sprachenrecht der Schweiz* gewählt. Nun liegt uns das Ergebnis seiner Untersuchung in einem stattlichen und — wie es scheint — den Stoff erschöpfenden Bande vor. Von allgemeinen Erörterungen des Sprachenrechtes ausgehend, schildert der Autor das Recht der schweizerischen Nationalsprachen und das Recht der kantonalen Amtssprachen, wobei das gesetzliche Material als vollständig gesammelt erscheint. Wir bekommen ein klares Bild von den Verhältnissen: Die sprachlichen Eigenarten der Kantone bilden die Grundlage für die eidgenössische Regelung des revidierten Art. 116 der Bundesverfassung, welcher offenbar die vorliegende Arbeit veranlaßt hat. Liegt es in der Eigenart des Stoffes, daß das eigentlich Juristische stark hinter der kulturellen und staatspolitischen Darstellung zurücktritt, so berührt es uns angenehm, daß der Verfasser überall dort, wo Rechtsfragen sich auftun, für richtige Lösungen eintritt, so gegenüber dem Tessiner Sprachendekret von 1931, hinsichtlich der Behandlung des Rätoromanischen als Nationalsprache und mit Bezug auf die sprachlichen Abweichungen der eidgenössischen Gesetzestexte⁵⁾.

Artikel 71 der Bundesverfassung erkennt unter dem Vorbehalte der Rechte des Volkes und der Kantone die oberste Gewalt des Bundes der Bundesversammlung zu. Es mußte nun reizvoll erscheinen, einmal dieser Aussage nachzugehen, und *Dr. Kurt Eichenberger* hat sich dieser Aufgabe mit viel Fleiß und Gewandtheit unterzogen. Vor uns liegt seine Dissertation, betitelt: *Die oberste Gewalt im Bunde*, womit er die verfassungsrechtliche Verteilung und die tatsächliche Ausübung der Rechtssetzungs- und Regierungsfunktionen schildert. Von juristischem Interesse ist eigentlich nur der erste Teil der Arbeit, während der zweite mehr eine bloße Staatsbiologie bietet. Aber auch im ersten Teile wird man sich hüten müssen, «die oberste Gewalt»

allzu doktrinär zu werten: sie will doch wohl bloß besagen, daß die Bundesversammlung von keinem anderen Bundesorgane rechtlich überschattet werde. Das Resultat der Untersuchung geht dahin, daß der Bundesversammlung als oberstem Rechtssetzungs- und Verwaltungsorgane die oberste Gewalt zukomme («Gewalt» ist übrigens nur «Zuständigkeit zur Entscheidung, Bestimmung», was doch einmal gesagt werden sollte). Interessant ist am Schlusse die Gegenüberstellung der Gewaltübung nach Verfassung und Praxis (S. 315 ff.). Wir dürfen aber die juristische Subtilität nicht so weit treiben, daß wir in jeder Mitwirkung eines anderen Organes schon eine Schmälerung der Rechte der Bundesversammlung erblicken; das Maß gibt, wer endlich entscheidet⁶⁾.

Walter Hildebrandt

Profit and Loss

Nicht nur in der politischen, auch in der wissenschaftlichen Diskussion prallen die Meinungen über Natur und Existenzberechtigung des Gewinns als Einkommenskategorie hart aufeinander. Während die marxistische Richtung den Profit als Ausbeutung der Arbeitskraft darstellt und in aller Schärfe ablehnt, anerkennen ihn die auf dem Boden eines marktwirtschaftlichen kapitalistischen Wirtschaftssystems stehenden Autoren als Entgelt für Unternehmerleistung.

Diesem umstrittenen Thema hat sich *Ludwig von Mises* in einer kleinen Schrift zugewandt*). Es sind darin seine Gedankengänge niedergelegt, die er an der 1951er Tagung der *Mont Pélérin Society* — einer Vereinigung von Wissenschaftlern und Wirtschaftsführern liberaler Geisteshaltung — dargelegt hatte.

In einem ersten Teil beschreibt der Autor die ökonomische Natur von Gewinn und Verlust. Kennzeichnend für die kapitalistische Wirtschaft ist, daß Produktionsausmaß und Produktionsrichtung vom *Unternehmer* bestimmt werden. In seinen Entscheiden hat sich der Unternehmer den ständig schwankenden Verhältnissen des Marktes anzupassen. Er muß bei richtiger Einschätzung der zukünftigen Preisentwicklung jener Güter, die am dringendsten vom Konsumenten (im wahrsten Sinne des Wortes) begehrt werden, diese auf dem billigsten und bestmöglichen Wege herstellen. Davon, daß er diese Preisentwicklung richtig, besser als andere Unternehmer, einschätzt, hängt sein Erfolg ab, zeigt es sich, ob er einen Gewinn erzielt oder einen Verlust erleidet. Hat sich jedoch der Unternehmer getäuscht, liegen die erzielten Preise hinter seinen Erwartungen zurück und stellen sie sich niedriger als seine Kosten, so erleidet er einen Verlust. Gewinn und Verlust gehören daher zusammen; sie sind positiver oder negativer Erfolg der Unternehmertätigkeit. Da die ökonomischen Daten einem nie abbrechenden Wandel, einem ständigen Fluß unterworfen sind, da sie fortwährend neue Diskrepanzen schaffen, die wiederum Anpassungen seitens der Unternehmer rufen, sind auch Gewinne und Verluste eine dauernde wirtschaftliche Erscheinung. Die Beseitigung solcher Diskrepanzen ist eine der wichtigsten Funktionen des Unternehmers.

In einem zweiten Teil setzt sich Mises mit den Strömungen auseinander, die den Gewinn verurteilen, die ihn beseitigen wollen. Von seiner streng liberalen

1) Kunz, A. C.: Die konservative Idee. Inn-Verlag, Innsbruck 1949. 2) Schriften der Eidgenössischen Gemeinschaft: Politik und Kultur. Herbert Lang, Bern 1948. 3) Dt. e.c. F. Meier: Die Schweiz nach 1948. Helvetik-Verlag, St. Gallen 1949. 4) Veröffentlichungen der Schweiz. Verwaltungskurse an der Handelshochschule Sankt Gallen: Die Durchführung der Gewaltentrennung in der Schweiz. Benziger & Co., Einsiedeln-Köln 1949. 5) Dr. iur. Cyrill Hegnauer: Das Sprachenrecht der Schweiz. Studien zur Staatslehre und Rechtsphilosophie. Schultheß & Co., Zürich 1947. 6) Dr. Kurt Eichenberger: Die oberste Gewalt im Bunde. Polygraphischer Verlag, Zürich 1949.

*) Ludwig von Mises: Profit and Loss. Consumers-Producers Economic Service, South Holland, Illinois, USA, 1951.

Grundhaltung aus, die dem Leser der Monatshefte aus einer früheren Abhandlung bekannt sein dürfte, geht er mit diesen Gegnern scharf ins Gericht¹⁾. Alle Begründungen zur Beseitigung des «Profits» entstammen einer falsch verstandenen Auffassung über die Funktion der Marktwirtschaft. Große Gewinne sind der Beweis für erfolgreiches Wirtschaften. Der Reichtum erfolgreicher Unternehmer ist nicht die Ursache der Armut anderer, sondern die Konsequenz der Tatsache, daß die Konsumenten besser befriedigt worden sind, als es der Fall wäre, wenn die unternehmerischen Anstrengungen unterblieben wären. Der Lebensstandard des einfachen Mannes ist dort am höchsten, wo die zahlreichsten vermöglichen Unternehmer anzutreffen sind. Hätte man allerdings vor 50 Jahren schon die heute von den meisten Regierungen und politischen Parteien befolgte Tendenz der Verhinderung der Bildung von Millionenvermögen in den USA anwenden wollen, so wäre das Wachstum von Industrien zur Herstellung neuer Artikel, wie Autos, Kühlschränken und hundert anderen Gegenständen des täglichen Gebrauchs hintangehalten worden. Wenn der amerikanische Arbeiter das höchste Einkommen hat, dann ist dies dem Umstand zu verdanken, daß in seinem Land der Individualismus und das freie Unternehmertum am spätesten eingeengt worden sind. Jenen, welche mit dem Egalitätsargument eine gleichmäßige Verteilung der Einkommen befürworten und deshalb den Profit des Unternehmens auf die übrigen am Produktionsprozeß Beteiligten aufteilen wollen, hält Mises folgende Tatsache entgegen: Immer, wenn es an die Realisierung solcher Postulate gehe, sei noch niemand dafür zu haben gewesen, sich sein eigenes etwas höheres Einkommen zu Gunsten anderer, niedrigerer Verdienste beschneiden zu lassen. In allen jenen Ländern, in denen der Durchschnittsverdienst des Arbeiters höher als in andern Ländern liege, setzen sich die Gewerkschaften mit besonderer Vehemenz für eine Abschließung durch unübersteigbare Einwanderungsschranken ein.

Für den Autor ist es feststehend, daß eine Gesellschaftsordnung, in welcher die Kontrolle über die Produktionsmittel bei den Privaten liegt, ohne Unternehmertätigkeit, Unternehmergewinn und -verlust nicht funktionieren kann. Wollte man den Gewinn beseitigen, müßte sich die Gesellschaft in einen sinnlosen Wirrwarr auflösen. Vor allem würde dies aber zur Verarmung führen.

Die Schrift von Mises ist anregend; auf knappem Raum hat er in meisterlicher, gemeinverständlicher Sprache das schwierige Problem dargestellt. Dabei kam ihm zustatten, daß er auf ein früheres Werk, «Human action», in welchem die komplizierte Materie ausführlicher behandelt ist, zurückgreifen konnte. Ein Vertreter reiner liberaler Prägung ist wieder einmal zum Worte gekommen. Auch wer nicht in allen Punkten restlos mit ihm einig geht, muß die Konsequenz seiner Haltung anerkennen.

Fritz Heß

Georg Rudolf Weckherlin

Der frühere Englischlektor an der Basler Universität, *Leonard Wilson Forster*, der vor dem Krieg seine germanistischen Studien in der Rheinstadt abschloß, war für die Behandlung einer Gestalt wie *Weckherlin* prädestiniert, eines Dichters, der seine erste Heimat in Deutschland, seine zweite in England fand, der Bedeutendes für die Neugeburt der deutschen Poesie im 17. Jahrhundert leistete, andererseits aber in der kritischen Zeit des englischen Bürgerkrieges John Miltons Vorläufer und Helfer im Amt eines Sekretärs des parlamentarischen Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten wurde²⁾.

Forsters Hoffnung, unsere Kenntnis dieses Dichters durch Ausnutzung englischer Quellen bereichern zu können, ist nicht getäuscht worden. Als besonders fruchtbar erwies sich das Studium der Weckherlin-Papiere im Familienarchiv des

¹⁾ Vergleiche den Artikel von Hayek «Die Überlieferung der Ideale der Wirtschaftsfreiheit» im Septemberheft 1951, S. 333 ff.

²⁾ Leonard Wilson Forster: Georg Rudolf Weckherlin. Schwabe, Basel.

Marquess of Downshire, unter denen sich ein Diarium befindet mit Angaben über seine amtliche und private Korrespondenz in den Jahren zwischen 1633 und 1642 und außerdem ein Band familiärer Briefe, die teilweise von des Dichters Hand stammen und teilweise an ihn gerichtet waren. Auch abgesehen von diesen Hauptstücken hat Forster keine Mühe gescheut, in England und auf dem Kontinent neue Tatsachen aufzustoßern.

Das Resultat seiner Arbeit bringt keine grundlegende Wandlung des Wissens über Weckherlins Leben, Wesen und Werk, aber sehr willkommene Präzisierungen und Bereicherungen. Überdies gibt Forster sich nicht damit zufrieden, lediglich die Vita neu zu schreiben; er beschäftigt sich auch mit der Interpretation der Gedichte und versteht es, ein schönes Stück des Familien- und Freundeskreises, des historischen, kulturhistorischen und literarischen Hintergrundes auszuleuchten. An eine so geartete Darstellung stellt Weckherlin hohe Ansprüche, da ihn sein ruheloses, von 1584 bis 1653 dauernder Lebensweg weit herumgeführt und mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten und Ereignissen in Berührung gebracht hat.

Auf seine Jugendjahre in Stuttgart und die Studienzeit in Tübingen folgten früh Reisen im württembergischen Staatsdienst. Sie führten nach Frankreich und nach England, wo Weckherlin in Dover seine spätere Frau, Elizabeth Raworth, kennen lernte. Nach seiner Heimkehr im Jahre 1615 fanden seine Verdienste zunächst nicht die erwartete Anerkennung. Immerhin hatte er sich schon genügend als Dichter ausgewiesen, um mit der Ausschmückung und Beschreibung der fürstlichen Tauffestlichkeiten im März 1616 betraut zu werden. Diese Arbeiten fielen so zufriedenstellend aus, daß er bald die ersehnte feste Hofstellung erhielt, worauf er seine Myrta aus England als Frau heimführen konnte. Die Jahre 1618 und 1619 sahen die Publikation der zwei Bände seiner *Oden und Gesänge*, einer Sammlung von Übersetzungen und eigenen Gedichten, in denen er es unternahm, die an französischen, englischen und italienischen Werken bewunderte Formkultur auf die deutsche Sprache zu übertragen. Neben stilistischen Übungen und repräsentativen Versen findet Forster in den Liebesgedichten ein starkes inneres Erleben, das gleiche Erleben zum Teil, das aus den Briefen des Dichters an seine Braut und später an seine Frau gesprochen hat. Wahrscheinlich als württembergischer Emissär ist Weckherlin 1619 nach England übergesiedelt, wo er bis ans Ende seines Lebens blieb. Er scheint hier die württembergischen mit den pfälzischen Diensten vertauscht zu haben, bevor er 1627 Sekretär des englischen Staatssekretärs Conway wurde. Die gleiche Stellung bekleidete er auch unter dessen Nachfolgern, obwohl sie mit seiner inneren Haltung immer weniger harmonierte. Er hielt an seiner protestantischen Überzeugung fest, mußte aber einer Regierung dienen, deren schwankende Politik immer mehr einen romfreundlichen Kurs einschlug. Forster entwirft ein lebendiges Bild der vielseitigen Tätigkeit des Dichters in diesen Jahren, besonders seines Verkehrs mit den verschiedensten Korrespondenten auf dem Kontinent. Auch auf seine Beziehungen zu seinen deutschen und englischen Familienmitgliedern und Freunden werfen manche Briefstellen Licht, zum Beispiel zu dem Kreise um den Emigranten Hartlib, dessen Bestrebungen zur Einigung aller Protestanten Weckherlins Sympathie genossen. In den Jahren 1641 und 1648 erschienen als Werke der Reife die *Geistlichen und Weltlichen Gedichte*, zu deren Verständnis Forster wiederum Interessantes beiträgt. Mit dem Ausbruch der Revolution kamen schwierige Zeiten für den alternden Weckherlin, der zugleich dem König, seinem Dienstherrn, die Treue halten und die protestantische Sache fördern wollte. Diese Situation läßt uns verstehen, daß er einen definitiven Entscheid solange wie nur möglich hinaus-schob. Erst 1643 nahm er die eingangs erwähnte Stellung im Dienste der parlamentarischen Partei an. Voll Schmerz erlebte er mit, wie die Gewalt immer mehr in die Hände der Radikalen gelangte, die 1649 den König hinrichten ließen. Schon zwei Monate nach diesem Ereignis trat er sein Amt an Milton ab, um zurückgezogen leben zu können. Nach Miltons Erblindung jedoch entschloß er sich nochmals, als dessen Assistent in die Geschäfte einzugreifen. Kurz darauf ereilte der Tod den Dichter als einen Einsamen und mit seiner Umwelt Zerfallenen.

Forster hat das Verdienst, unser Bild des kurz skizzierten Lebens und Werks mit dem Spürsinn und Eifer des geborenen Forschers bereichert zu haben.

Rudolf Stamm

Hölderlins Titanenmythos

Auch die als Band 2 der *Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte* veröffentlichte Arbeit zeugt davon, daß die Literaturwissenschaft sich wieder auf ihr wahres Wesen besonnen hat, selbstloser Dienst am Wort des Dichters zu sein¹⁾.

«Der letzte, aber auch schwerste Schritt jeder Auslegung besteht darin, mit ihren Erläuterungen vor dem reinen Dastehen des Gedichtes zu verschwinden» (Martin Heidegger: Hölderlins Elegie «Heimkunft», Trivium VI, 1). Häny rückt im Laufe seiner Untersuchung diesem Ideal immer näher, bis wir, entzückt und begeistert von des Dichters — nicht des Deuters — Lösung schwierigster Probleme, mit einem reinen Dichterwort entlassen werden. So sehr ist sich der Autor seiner wahren Aufgabe bewußt, daß er in jedem entscheidenden Augenblick dem Dichter das letzte Wort einräumt, kann er doch nun, wenn er nur treu seine Aufgabe erfüllt hat, getrost hinter den Dichter in den Schatten zurücktreten: Das Wort des Dichters kann nicht mehr mißverstanden werden. In diesem Bewußtsein schließt die weitgespannte Auslegung der Titanenfragmente: «Was aber den Schluß betrifft, so dürfte er ganz und gar verständlich geworden sein, hat unsere Auslegung nur irgend ihr Ziel erreicht, darum setzen wir keinen weitem Kommentar hinzu und stellen ihn einfach als Prüfstein dessen noch einmal hin, was wir uns von verschiedenen Seiten her so mannigfach zu erklären bemühten:

Denn es hasset
Der sinnende Gott
Unzeitiges Wachstum» (S. 102).

Dem Sinne nach gliedert sich die Arbeit in drei Teile. Im ersten (Einführung, Unendlichkeit und Endlichkeit, Die Welt des Fluches, Die Wildnis im Bann des Höchsten) bereitet uns der Verfasser auf sein eigentliches Anliegen, die Interpretation der fragmentarischen Titanenhymnen, vor. Hier macht sich die Not aller ähnlichen Unternehmen ein wenig bemerkbar, die zunächst einmal den Durchschnittsleser so weit bringen müssen, daß er — selbst die ausführlichste — Interpretation überhaupt versteht. Obschon diese Einführung die Hälfte des ganzen Buches ausmacht, bietet sie dem Laien vermutlich immer noch zu wenig, verwirrt ihn aber wohl einigermaßen gerade durch die Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Autor, Hölderlins ganze Entwicklung von der Hyperion- bis zur Hymnenstufe nachzeichnend, die tragenden Symbole wie «Nacht», «Titan» in ihrer Vielschichtigkeit darlegt. Für den Kenner Hölderlins dagegen stellen sie eine kleine Geduldsprobe dar, möchte er doch möglichst bald die eigentliche Interpretationsarbeit kennenlernen. In der Auslegung selbst entwickelt Häny dann allerdings alle Vorzüge, die man einem Interpreten nur wünschen könnte. Wir müssen uns hier auf den wesentlichsten beschränken: daß tiefe Wahlverwandtschaft mit dem Dichter, gepaart mit strengem Forscherfleiß, eine Auslegung schafft, die nach Hölderlins eigener Forderung: «Da wo die Nüchternheit dich verläßt, da ist die Grenze deiner Begeisterung» dichterischen Schwung mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu vereinen weiß. Nur die mit Nüchternheit gepaarte Begeisterung ist wahrer Dienst am Wort, der dazu beiträgt, daß der «menschenbildenden Stimme» des Dichters der «Chor der Gemeinde» Antwort gibt, indem sie den Fachmann wie den gebildeten Laien zugleich ergreift; nur diese Haltung sichert den größten Anteil der Leser, indem in ihnen alle Kräfte zugleich, Gefühl wie Verstand, erregt werden, um den Dichter zu erfassen. Solche Auslegung «zerpflückt» das Dichterwort nie und holt doch mit schärfster Unterscheidung alles aus ihm heraus. Vor allem aber ist der Interpret auf diese nüchterne Begeisterung angewiesen, wenn es gilt, Bruchstellen, Lücken im Verlauf der Hymnen zu überbrücken. Da geriete bloße Begeisterung in willkürliches Phantasieren; bloße Nüchternheit, und wäre sie auch noch so sehr reich an Kenntnissen, stünde ratlos am Abgrund. Häny aber verliert die Fühlung mit seinem Dichter nie und schreitet so, unbeirrbar, von einem Bruchstück zum andern,

¹⁾ Arthur Häny: Hölderlins Titanenmythos. Atlantis Verlag, Zürich 1948.

von einer Strophe zur andern, die in den Hymnenfragmenten wie schwer zugängliche Inseln aus der unergründlichen Flut der Hölderlinschen Weltanschauung emporragen.

Aus der Begeisterung heraus gelingt es Häny zuweilen, was in mühevoller Kleinarbeit aus einzelnen Stellen erschlossen worden ist, in einer zusammenfassenden Schau noch einmal am innern Gesicht des Lesers vorüberziehen zu lassen (Gewitterzirkel, S. 57). Sie teilt sich aber auch den Einzelheiten des Ausdrucks mit, die jede Trockenheit vermeidet, so etwa, wenn von einer Parallelstelle die Rede ist, die zur Erklärung beigezogen wird: «... so tönt es aus dem Gedichte ‚Andenken‘ genau zu unserer Stelle herüber» (63). Zur Nüchternheit gehört vor allem die unerhörte Kunst des synoptischen Lesens, der kaum eine Parallelstelle, die der Deutung weiterhelfen oder sie unterbauen kann, entgeht. Ferner ist an dieser Stelle der scharfen Abgrenzungen zu gedenken, etwa der zwischen titanischem und dichterischem Feuer: «Des Dichters Feuer ist ein Abglanz der höchsten Blitze, es lodert, wenn es die Zeit ist (titanisches lodert zur Unzeit) (S. 95); und schließlich noch der trefflichen Definitionen: «Der Sinn des Maßes ist der Mut, und zwar in archaischem Wortverstand genommen: Entschluß und Begeisterung, das Seine schicklich zu tun» (S. 108). «Geschäftig sein bedeutet darnach, sich in die Schranken einer schönen Tätigkeit einfügen» (79).

Daß Häny in den schön geschlossenen Kreis seiner Betrachtung den Entwurf zu einer Madonnenhymne nicht als Ganzes, sondern nur in wichtigen Teilstücken einbezogen hat, zeugt am besten davon, mit welcher Klarheit er Hölderlins Welt überblickt; mit ihr nämlich hätte ein ganz anderes Grundproblem der Hölderlindeutung zugleich erörtert werden müssen, das Verhältnis zwischen Christus und den «Göttern».

Worin besteht nun aber die Bedeutung von Hölderlins Titanenmythos, der am vollständigsten in den beiden von Häny gedeuteten fragmentarischen Hymnen erscheint? Das ist wohl, auch nur andeutend, auf diesem Raume nicht zu sagen. Nur eines sei zum Schlusse festgestellt: Es geht um das Maß und Unmaß des Menschen, wie es wechselnd im Laufe seiner Geschichte erscheint. Heute, wo rings um uns das Titanische und Knechtische wuchert, haben wir mehr Grund als je, uns jenes Maßes zu versichern, das so wunderbar als überzeitliche Lösung aus den bereits vom Wahnsinn verwirrten Zeilen der Hymne «In lieblicher Bläue» herausleuchtet. Dieses reine Bild aus seiner Überschattung herausgehoben zu haben, ist nicht nur der Schluß, es ist auch die Krönung dieses hingebungsvollen Dienstes am Worte Hölderlins.

Hermann Dilliger

Natur und Mensch in biologischer Sicht

Im Wandel der Naturbegriffe spiegelt sich deutlich der Wandel des Weltbildes, der durch die Entfaltung der Naturwissenschaft eingeleitet wurde. Während die herrschende Naturauffassung unserer Epoche namentlich durch die Ergebnisse der Einzelforschung geprägt wurde, waltete noch im 17. und 18. Jahrhundert ein Naturbegriff, der mit dem sinnfälligen Geschehen auch dessen metaphysische, aus religiöser Überlieferung stammenden Bezüge mitumfaßte. Die «Natur» war noch nicht säkularisiert, noch nicht mit Energie, Materie und Bios identisch geworden. Die geistige Erfassung der Wirklichkeit schuf eine Grundstimmung, die Leben und Kosmos umfaßte und als sinnvolle Ordnung, als «prästabilierte Harmonie», «ordre de Dieu», eine höhere Bestimmung des Menschen einbezog. Stoische Naturrechtslehren und pantheistische Deutungen der Natur als geistig ordnender Weltkraft formten neben den kirchlichen Traditionen die Lebensstimmung. Für Newton waren Raum und Zeit noch das «sensorium Dei». Jener metaphysische Grund des Lebensgefühls war damals stark genug, um an Stelle des unsicher gewordenen Gottesbegriffs zu treten und eine übernationale Gemeinschaft der Gebildeten zu tragen. Heute dagegen ist eine neue gesamthafte, aus erweiterter Erkenntnis erwachsende Weltbetrachtung erst im Werden begriffen. Können doch die tiefen Wandlungen einzelner Forschungsbereiche erst in gegenseitiger Beleuchtung und Bewährung in ihren wahren Proportionen erfaßt werden.

Da diese herrschende Ungewißheit in eine Epoche tiefgreifender kultureller und sozialer Umwälzungen fällt, ist in breiten Schichten ein Taster nach gültigeren Lebensgrundlagen erwachsen. Wo die geistigen Ordnungen wanken, lebt insbesondere die Hoffnung auf, im «Natürlichen» zuverlässigeren Halt zu finden. Was einst das überlieferte Menschenbild und seine Naturbegriffe leisteten, das wird in weiten Kreisen heute von vitalen Ordnungen erwartet. Daraus entspringen die unzähligen Versuche unserer Zeit, biologische Maßstäbe zur Lebensführung zu gewinnen. Auf den Trümmern fragwürdig gewordener Kultur hat so die Biologie steigende Autorität erlangt — auch in Fragen, in denen sie nicht zuständig sein kann, da auch sie, statt der erwarteten Sicherheit, weite Möglichkeiten der Auswahl bringt. Allzu leicht haben daher ihre Schlagworte zum Mißbrauch im vulgären Meinungskampf geführt. Es braucht kaum erinnert zu werden an jene noch vor kurzem im Schwange stehenden Lehren vom «Organismus» der Staaten, der Kulturen, und vom Segen biologischer Auslese der «Tüchtigen».

In der Biologie selbst hat sich indessen manch bedeutsamer Wandel vollzogen. Experimentelle Abstammungsforschung, vergleichende Entwicklungsanalyse und biochemische Plasmaforschung haben in den vergangenen Jahrzehnten zur Revision manch vermeintlicher Gewißheit geführt, die auf politische und psychologische Lehren unserer Zeit intensiv eingewirkt hatte. An deren Stelle kündigt sich eine neue Auffassung vom lebenden Organismus an, die seine souveräne Selbstgliederung als entscheidende Tatsache in den Vordergrund rückt und so die überkommenen Deutungen der Lebewesen z. B. als «Zellenstaaten» oder als bloße Epiphänomene makromolekularer Ordnung überwindet, deren übermäßige Beachtung der Elemente geeignet ist, wesentliche Lebensvorgänge eher zu verdecken als zu klären¹⁾. Die speziellere Überprüfung der Tatsachen hat nicht zuletzt ergeben, daß die Evolutionstheorie, die als angeblich wissenschaftliche Grundlage des Welt- und Menschenbildes und als Glaubenssurrogat immer noch eine eigentümliche Anziehungskraft ausübt, in ihrer klassischen Form unhaltbar ist, nachdem Darwins Hypothese der Vererbung des begünstigten Variationsrichtung keine Bestätigung erfahren hat. Der «Kampf ums Dasein» allein vermag die Bildung reicher organisierter Formen eben nicht zu erklären. Die Natur erweist sich einerseits als Stätte wahlloser Vernichtung von Lebenskeimen, andernteils aber kennt sie äußerste Spezialisierung der Lebensvorgänge, die auf verborgene Strukturen sinnvoller Ordnung hinweist. Als revisionsbedürftig hat sich auch das bekannte «Biogenetische Grundgesetz» erwiesen, wonach die individuelle Entwicklung einfach die Stammesgeschichte wiederhole und dadurch von primitiven zu reifen Phasen führe. So scheint auch die zeitgenössische Biologie, ähnlich wie Physik oder Psychologie, vermehrte Einsicht in die Komplexität der zu erfassenden Vorgänge zu gewinnen und sich von vereinfachenden Universalsystemen zu emanzipieren.

Auf diese Wandlungen hat in unserem Lande insbesondere der Biologe und Zoologe *Adolf Portmann* nachdrücklich hingewiesen, der selbst an der Bildung neuer Auffassungen des Lebendigen in hervorragendem Maße beteiligt ist. Außer seinen Arbeiten über die Morphologie der Wirbeltiere und seinen Studien über Vögel und Fische ist Portmann mit einem bahnbrechenden Beitrag zur Anthropologie und einer überaus beziehungsreichen Auffassung der belebten Natur hervorgetreten. Kennzeichnend für sein Forschen scheint vor allem seine hochdifferenzierte *morphologische Betrachtungsweise*, die gerade im scheinbar Bekannten Neuartiges aufzeigt, aber nicht minder auch seine von lebendigem sozialem Verantwortungsgefühl getragene *philosophische Durchdringung* der Probleme. Philosoph ist Portmann freilich nicht im Geiste spekulativen Denkens, wohl aber im steten Dringen auf Grundfragen seines Arbeitsfeldes, in seiner kritischen Besonnenheit und im ausgeprägten Sinn für das Gesamte, niemals von einer einzelnen Wissenschaft Erfassbare der reichgestuften Wirklichkeit. Daraus erhellt auch, welchen Gefährdungen der Forschung er vor allem zu begegnen sucht. Als Morphologe ist er sich der Gefahr einer Verarmung des Erkennens bewußt, die im bloßen Aufsuchen allgemeiner Gesetze liegt, wenn sie nicht aus reichem Wissen erwächst, und die so leicht zum fälschenden Verabsolutieren z. B. mikrophysikalischer Begriffe oder mathematischer Weltformeln führt. Als Philosoph warnt Portmann vor allzu weitgehender Spezialisierung, sofern sie den Blick für das Ganze trübt, vor einem einseitig von den Tagesbedürfnissen der Praxis diktierten Forschungs-

betrieb und vor dem ständig drohenden Befangensein in schematischen Denkweisen, die die Wirklichkeit und ihre uns noch verborgenen Bezüge verdecken. Dieses schöpferisch-kritische Verhältnis zur Realität dürfte wesentlich dazu beigetragen haben, daß Portmann als einer der Ersten die Möglichkeit einer Überwindung mechanistischer wie auch vitalistischer Deutungen des Lebens durch vertieftes Eindringen in das Wesen der Organismen aufgezeigt hat.

Die seit ihrer Begründung durch Goethe immer mehr zur exakten Methode entwickelte Gestaltforschung scheint ihrem Wesen nach, gerade weil sie die volle Erscheinungsfülle zu erfassen trachtet, über den Bereich empirisch faßbarer Zusammenhänge hinauszuführen. Eindrücklich zeigt sich das in den Studien Portmanns über die *Bedeutung der tierischen Erscheinung*, die namentlich auch die kunstähnlichen Ausdrucksformen des Lebens in die biologische Betrachtung einbeziehen, freilich in anderer, kritischerer Grundauffassung als seinerzeit etwa Haeckel²⁾. Im Zentrum der Betrachtungen Portmanns steht die Tiergestalt als ein Organismus, der in seiner packenden Eigenart geheimnisvoll bleibt, wenn es auch dem Forscher gelingt, mannigfache Strukturen aufzuzeigen und so die Fülle tierischer Gestaltung gesamthaft zu verstehen. Insbesondere ging es Portmann darum, eindeutige Entsprechungen zwischen Gestalt und Innerlichkeit, Erscheinung und Stufen der Differenzierung aufzufinden, die Unterschiede der Lebensintensität und den Gestaltenwandel im Verlauf der Erdgeschichte tiefer zu erhellen. Seine Untersuchung ergänzt auf bedeutsame Weise die bekannten Einsichten v. Uexkülls in die Zusammenhänge des Verhaltens der Tiere mit ihrer ganz spezifischen Umwelt. Vor allem vermittelt er die Erkenntnis, daß die Erscheinungsform sich durchaus nicht in bloßer Erhaltungsleistung, etwa der Sexualität, erschöpft, sondern daß diese in das Ganze der Funktionen als ein Faktor unter anderen eingefügt ist. Die Farbenpracht der Blumen, die Wundergestalten des Meeres, die eindrucksvollen Geweih- und Gefiederbildungen überschreiten die elementaren Daseinsnotwendigkeiten und weisen auf eine umfassendere Lebensordnung hin. Der Mensch wird Zeuge des wundersamen Formenspiels der Natur, das auf Schaffung immer neuer Varianten auszugehen scheint. Gerade umfassende Empirie geleitet so an eine Grenze der Biologie, an Phänomene, die innerhalb ihres besonderen Bezugssystems nicht faßbar sind. Aber auch an dieser Grenze des methodisch Erweisbaren finden wir Ordnung, Hinweis auf uns verborgene Bezugssysteme, auf Stellen, «wo wir ein Übergreifendes am Werke wissen».

Als fruchtbar hat sich Portmanns Forschungsweise auch in der *Anthropologie* erwiesen und ihm einen Beitrag ermöglicht, der das biologische Bild vom Dasein des Menschen entscheidend zu vertiefen berufen ist. Die Verarbeitung der morphologischen Daten bestätigt, daß es verfehlt ist, den Menschen begrifflich aufzuteilen in einen tierhaften Leib und einen darin wirkenden Geist. Nicht erst die Reifeform, schon die ganze Keimentwicklung unseres Organismus ist «menschlich» charakterisiert. Von Anfang an stellt der Mensch etwas durchwegs Eigenartiges dar, eine lebensvolle Ganzheit, in welcher Daseinsform und Entwicklungsweise einander voll entsprechen. Die sogenannte Frühgeburt und das gegliederte Wachstum (z. B. Pubertät) entsprechen einem weltoffenen und entscheidungsfreien Verhalten des Menschen, das ihn vom instinktgesicherten und umweltgebundenen Dasein der höhern Säugetiere grundsätzlich scheidet. Die biologische Erfassung der menschlichen Sonderart, um die sich außer Portmann insbesondere Bolk, Buytendijk, Gehlen, Huxley verdient gemacht haben, erfährt durch seine Zuordnung biologischer und geistiger Gegebenheiten weitere gewichtige Förderung³⁾. Wir lernen die vitalen Funktionen des Menschen als Glieder eines übergeordneten Bauplans des Lebens begreifen, der andere wesentliche Strukturen mitumfaßt. Seine Entwicklungsweise ist vor allem einer bestimmten Sozialstruktur planmäßig zugeordnet. Die frühe Geburt des Menschenkinde, die seine völlige Hilflosigkeit zur Folge hat, erscheint insofern ganz sinnvoll, als sie die Befähigung mit sich bringt, bereits in einer entscheidenden Frühphase in die menschliche Mitwelt hineinzuwachsen. Das Kleinkind lernt auf Grund einer sinnreichen Kombination von Reifungsvorgängen mit sozial bedingten Prozessen. Mit jedem Akt entsteht so eine neue Ausgangssituation, die für die weitere Entwicklung eine neue Gesamtlage hinterläßt. Aus der Sinneserfahrung ergeben sich bestimmte Eindrucks kombinationen, die das weitere aufnehmende und schaffende Verhalten mitgestalten.

Dieses Wechselgeschehen zwischen Anlage und Sozialwelt, das für jede Zeit ein anderes ist, bedingt die *geschichtliche Daseinsweise* des Menschen mit ihren immer neuen Ausgangslagen, die eine einzigartige Spannweite dieses Daseins erlauben, und mit ihrer so bedeutsamen Möglichkeit, sich eine anwachsende Tradition zu eigen zu machen. So erweist sich Geschichtlichkeit auch biologisch als natürliches Glied unserer Lebensform, als ein notwendiger Faktor unserer Entwicklung. Das Sozialleben hat auch vitale Triebe zum Anlaß, seine jeweilige Gliederung aber beruht wesentlich auf Prozessen geistiger Art. Die menschliche Anlage ist weitgehend festgelegt und doch in mancher Hinsicht so erstaunlich offen. Portmanns Anthropologie stellt so das Kulturgehehen, als unsere eigentliche Lebensform, mitten hinein in die natürlichen Zusammenhänge, freilich in solcher Weise, daß es nun nicht mehr als eine letzte komplizierte Äußerung der in den Organismen beobachteten Wirkungsweisen erscheint. Unsere Eigenart reduziert sich nicht auf komplexe Folgen des Trieblebens, wie naturalistisch orientierte Lehren in fragwürdiger Vereinfachung glaubhaft gemacht haben.

Portmanns Resultate sind aus einem umfassenden Blickpunkt gewonnen, der das volle Menschendasein als Ausgangspunkt aller Forschung anerkennt, ohne ein alles erklärendes System des Menschen vorauszusetzen. Damit nimmt er einen Standpunkt ein, wie ihn in den Geisteswissenschaften in verwandter Weise vorerst Dilthey entwickelt hat: Beschreibendes Erfassen der Phänomene und Strukturen, im Bewußtsein, daß das Ganze keineswegs erschöpfend zu erschließen ist. Dementsprechend bedeuten Portmanns «Fragmente» keinen Versuch einer vollständigen Anthropologie und bedürfen mannigfacher Ergänzung, vor allem in psychologischer Hinsicht. Manche diesbezüglichen Ausführungen dürfte Portmann weiteren Publikationen vorbehalten haben. Daß es ihm auf seinem Wege gelungen ist, unbelastet von überkommenen Vorentscheiden in das Wesen des Menschlichen einzudringen, zeigt sich nicht zuletzt dort, wo er das Phänomen des beherrschten Ausdrucks erfaßt, wie es sich etwa in der aus Tierlauten nicht herleitbaren Sprache manifestiert. Das hat in geisteswissenschaftlichem Rahmen schon Herder («Über den Ursprung der Sprache») deutlich erkannt. Aus solch unbefangenen-vielseitigem Erfassen des Geistigen empfängt auch das mit biologischen Methoden Erschlossene eine ungewohnte Beleuchtung. Dabei eignet Portmann ein wacher Sinn für verschiedene Sicherheitsgrade wissenschaftlicher Aussagen. Das zeigt sich etwa in seiner zurückhaltenden Erörterung des ebenso komplexen wie ungeklärten Ursprungsproblems⁴⁾. Echte Forschung durchschaut eben die Illusion, das Geheimnis der Organisation gehöre zum völlig Erweisbaren. Gerade ein reiches Wissen läßt uns die Schranken des unmittelbar Zugänglichen spüren. Obschon biologische Anthropologie die gesamte humane Daseinsart zu erfassen trachtet, weiß sie um die Grenzen biologischer Aspekte gegenüber den Realitäten des Psychischen wie auch des Außerirdischen. Portmann teilt die Auffassung, daß das Leben eine *kosmische* Erscheinung darstellt, daß es in seinem irdischen Sein als schöpferische Macht letztlich geheimnisvoll bleibt. Wir stehen vor einer größtenteils unbekanntem Wirklichkeit, in die wir ehrfürchtig einerseits durch geduldiges Forschen, andererseits durch begründete Ahnung einzudringen vermögen. Ein neues Welterleben, wie es philosophisch und psychologisch insbesondere von Holzapfel angebahnt wurde, scheint sich so auch im biologischen Bereiche zu bewähren⁵⁾. Solch umfassende, metaphysische Fragen einbeziehende Betrachtung stellt freilich keine Metaphysik im überkommenen Sinne dar, weil sie aus vertieftem Eindringen in das uns zugängliche Geschehen erwachsen ist. Hat doch die Astronomie das geozentrische Denken, die Entdeckung der Lebenskeime die magische Weltauffassung grundsätzlich überwunden. Das kommende Welt- und Menschenbild wird daher «uralte Schöpfungsmythen ebenso überwinden müssen wie den Rausch des zügellosen Entwicklungsdenkens».

Starke Beachtung schenkt der Verfasser nicht zuletzt den aktuellen Problemen der Stellung der Biologie zu den mannigfachen Anliegen der *Lebensgestaltung*. Die Biologie erfaßt den Menschen in seinen typischen Grenzen, aber auch in der Fülle seiner Möglichkeiten, die das Barbarische so gut wie das Edle umfassen. Die Offenheit der nicht instinktgebundenen Anlagen ermöglicht die Weite menschlicher Entscheidungsfreiheit. Die Entscheidungen selber können aber nicht mit biologischen Argumenten bewältigt werden, beruhen sie doch auf umfassenderer Lebenserfahrung und Wertung. Mit Fug betont Portmann, daß die wachsende

Emanzipation des Menschen, seine Beherrschung der Erde und Natur die Fragen des rechten Maßes und der echten Werte zu Grundfragen der kommenden Epoche werden läßt. Wir stehen mitten in einer sozialen und geistigen Revolution von unabsehbaren Folgen, im «Kampf um neue Formen des Zusammenlebens, um eine neue Zuordnung des Einzelnen zur Gemeinschaft» — eine Lage, die vor allem Weitblick und tätige Verantwortung heischt. Verdienstvoll ist daher auch die wohl-gelungene, aus einer starken Neigung zu bildhaft-künstlerischer Darstellung mitbestimmte *populärwissenschaftliche* Wirksamkeit Portmanns⁶⁾. Es drängt ihn, andere teilnehmen zu lassen am Reichtum, der sich dem Forschenden erschließt. Er sucht die Diskrepanz zu überbrücken zwischen dem aktuellen Stand der Erkenntnis und manchen verbreiteten Irrtümern, die sich zu einer herrschenden Lebensstimmung verdichtet haben. Vor allem ist er von der Einsicht durchdrungen, daß keine Wissenschaft isoliert bleiben darf, wenn sie schöpferisch wirken und den Gesamtbereich menschlichen Schaffens befruchten soll. Weil sich Portmann, wie wenige Theoretiker, auch in das Wesen einfachen und ursprünglichen Denkens zu versetzen vermag, entgeht er der Gefahr einer fälschenden Vereinfachung, die nur zur Halbbildung führen kann. Er ist ein Meister im einfachen Vermitteln schwer überschaubarer Sachverhalte und in interesse- und ehrfurchtbildender Wissensvermittlung. Er weiß das Gemüt zu lebhafter Teilnahme am Naturgeschehen zu stimmen und den Sinn für das Wunderbare wachzuhalten, das uns umgibt und in uns wirksam ist. So erzieht er zu einer wissenderen und bescheideneren Einstellung zur Wirklichkeit, die in ihren tieferen Bezügen unfaßbar bleibt. Möge ihm weiterhin ein fruchtbares Wirkungsfeld in der Forschung wie in der Öffentlichkeit beschieden sein.

Oswald Brockhaus

¹⁾ Vgl. dazu etwa die Arbeit von E. S. Russel: *The directiveness of organic activities* (1945); übersetzt von Dr. Ruth Keller: *Lenkende Kräfte des Organischen*. Francke, Sammlung Dalp Nr. 31, Bern 1947. ²⁾ Adolf Portmann: *Die Tiergestalt*. Reinhardt, Basel 1948. Vgl. dazu des Verfassers grundlegende Einführung in die vergleichende Morphologie der Wirbeltiere, Schwabe, Basel 1948; ferner seine Vorträge: «Der naturforschende Mensch» und «Riten der Tiere», *Eranos-Jahrbücher* 1948 und 1950 sowie die eindrucksvollen Popularbücher *Aus meinem Tierbuch*, Reinhardt, Basel 1942, und *Aus Noahs Arche*, 1944. ³⁾ L. Bolk: *Das Problem der Menschwerdung* (1926); A. Gehlen: *Der Mensch* (1940, 4. Aufl. 1950); J. S. Huxley: *The uniqueness of man*. A. Portmann: *Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen*. Schwabe, Basel 1944, 2. Aufl. 1951. Vgl. von Portmann auch: *Die biologische Bedeutung des ersten Lebensjahres des Menschen*, *Schw. Mediz. Wochenschrift* 71. Jg., 1941, Nr. 32; *Die Biologie und das neue Menschenbild*, Bern 1942; *Die Biologie und das Phänomen des Geistigen*, *Eranos-Jahrbuch* 1946; *Von der Idee des Humanen in der gegenwärtigen Biologie*, *Rektoratsrede*, Helbing & Lichtenhahn, Basel 1948; *Das Problem der Urbilder in biologischer Sicht*, *Eranos-Jahrbuch* Bd. XVIII. ⁴⁾ A. Portmann: *Vom Ursprung des Menschen*. Reinhardt, Basel 1945. Ferner: *Das Ursprungsproblem*. *Eranos-Jahrbuch* 1947. ⁵⁾ R. M. Holzappel: *Welterlebnis*, 2 Tle., 1928. ⁶⁾ Vgl. außer bereits genannten Schriften namentlich: *Grenzen des Lebens* (1943), *Natur und Kultur im Sozialleben* (1946), *Vom Bild der Natur* (1947), *Probleme des Lebens, eine Einführung in die Biologie* (1949), alle bei Reinhardt, Basel; *Biologisches zur ästhetischen Erziehung*, *Ztschr. «Leben und Umwelt»* Febr. 1949; *Mythisches in der Naturforschung*, *Eranos-Jahrbuch* 1949.